

Anmerkungen zur epistolaren Privatkommunikation Carl Ludwig Engels, des ‚Architekten von Helsinki‘*

Hans Giessen

Universität Helsinki, Finnland

Abstract

The article deals with the letters of Carl Ludwig Engel, who became known as the ‘architect of Helsinki’. His letters to his nephew Eduard Jacobi are used for this analysis. The goal is to examine on the individual level the self-assessment and behavior of Carl Ludwig Engel, being of a socio-psychological interest in regard of his career and his social advancement. In addition, Engels' specific epistolary communication strategies will be examined from a sociolinguistic and stylistic point of view in order to see in how far they correlate with genre customs in the first half of the nineteenth century.

Keywords: Carl Ludwig Engel, Finnland, Helsinki, letter writing

Zusammenfassung

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Briefkommunikation von Carl Ludwig Engel, der als der ‚Architekt von Helsinki‘ bekannt geworden ist. Dabei werden Briefe an den Neffen Eduard Jacobi als Beispiele herangezogen. Das Ziel ist, auf der individuellen Ebene die Selbsteinschätzung und das Verhalten von Carl Ludwig Engel zu untersuchen, die angesichts seines sozialen Aufstiegs von sozialpsychologischem Interesse sind. Zudem sollen Engels spezifische epistolare Kommunikationsstrategien aus soziolinguistischer und

* This is an Open Access article licensed under a Creative Commons Attribution-NoDerivatives 4.0 International License (<http://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/>).

stilistischer Sicht auf ihre Übereinstimmung mit Textsortengewohnheiten in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hin untersucht werden.

Schlüsselwörter: Briefkommunikation, Carl Ludwig Engel, Finnland, Helsinki

Einleitung

Carl Ludwig Engel gilt als der ‚Architekt Helsinkis‘ (zur Biographie: Junecke; Lilius): 1816 hat ihn Zar Alexander I. zum Architekten des Aufbaukomitees für die neue Hauptstadt des finnischen Großherzogtums bestimmt, so dass er für die Gestaltung aller Staatsgebäude wie auch für die Überprüfung der Privatgebäude zuständig war. 1824 wurde er zum Generalintendanten des öffentlichen Bauwesens für ganz Finnland ernannt. Die Bautätigkeit konzentrierte sich nach wie vor auf Helsinki, aber Carl Ludwig Engel hat den restlichen Teil des Landes nicht vernachlässigt, und so gibt es Bauwerke von ihm bis nach Lappland. Nachdem im darauffolgenden Jahr Nikolaus I. neuer Zar wurde, intensivierte sich das Verhältnis zur Krone noch mehr. Engel hatte damit in Helsinki und Finnland eine vergleichbare Position wie Karl Friedrich Schinkel in Berlin und Preußen; inhaltlich war er sogar deutlich freier in seinen Gestaltungsmöglichkeiten als Schinkel (dazu: Trempler; Giessen). So geht die Struktur und bauliche Eigenart des Helsinkier Stadtzentrums ganz auf Engel zurück.

Der Vergleich zu Schinkel ist interessant, da beide Studienfreunde waren. Beide waren Altersgenossen (Carl Ludwig Engel ist am 3. Juli 1778 in Berlin geboren worden und war damit nur knapp drei Jahre älter als Karl Friedrich Schinkel, der am 13. März 1781 in Neuruppin zur Welt kam). Engel und Schinkel hatten beide an der Berliner Bauakademie studiert – einer sehr erfolgreichen Hochschule: Hier lernten in dieser Zeit weitere Studenten ihr Handwerk, die es später zu regionaler oder gar überregionaler Bedeutung brachten, neben Schinkel und Engel etwa Johann Gottfried Steinmeyer, der als

der ‚Baumeister von Putbus‘ bekannt wurde. Offenbar entsprachen der Baustil und die Lehrinhalte, die dort unterrichtet wurden, in besonderem Maß dem Publikumsgeschmack – bis heute. Zum Glück einer fundierten Ausbildung kam das Glück, dass eine Gruppe begabter Studenten am selben Ort zusammen kam und sich gegenseitig motivierte und anspornte. Aber es waren vor allem die Umstände, die sich als glücklich erwiesen.

Dabei war die Karriere insbesondere Carl Ludwig Engel nicht in die Wiege gelegt worden. Engel stammte zwar aus „alter brandenburgischer Familie“ (Jenecke 505), die aber eher einem kleinbürgerlichen Umfeld zuzuordnen wäre; sein Vater war Maurermeister. Vor diesem Hintergrund ist das hohe Staatsamt sowie ein enger Kontakt mit kaiserlichen Monarchen alles andere als selbstverständlich. Letztlich entwickelten sich die anfangs problematisch erscheinende Zeitumstände positiv. Eine nicht unwesentliche Voraussetzung war, dass die Französische Revolution die Möglichkeiten, aus nichtadligen Schichten in höhere Staatsämter aufzusteigen, auch außerhalb Frankreichs deutlich verbessert hatte. Diese Entwicklung hängt – wie auch die Französische Revolution selbst – mit der technischen Entwicklung und der damit verbundenen Notwendigkeit von Spezialisten zusammen, so dass größere Bevölkerungsgruppen existierten, die gut ausgebildet waren (teilweise besser als der Adel, dessen historische Legitimation ebenfalls durch technische Entwicklungen in der Kriegsführung relativiert wurde). Die Entwicklung verlief nicht gradlinig und rational, so dass beide, Schinkel wie Engel, aufgrund der napoléonischen Kriege auch anfängliche Hungerphasen zu durchleben hatten. Engel verließ deshalb gar Preußen und zog als ‚Gastarbeiter‘ nach Estland, dann nach Finnland und zwischenzeitlich nach Russland. Für beide, Schinkel wie Engel, entstanden dann aber in der Folge der Napoléonischen Kriege beziehungsweise des Wiener Kongresses Chancen, die sie erfolgreich nutzten: Karl Friedrich Schinkel war in Preußen geblieben, das in Folge des Wiener Kongresses zur fünften europäischen Großmacht neben England,

Frankreich, Österreich und Russland aufstieg und daher Bedarf an repräsentativer Hauptstadtarchitektur hatte. In Finnland war die Situation ähnlich: Russland wurde in Folge des Finnischen Kriegs neuer Herrscher über das Land und wollte eine neue Hauptstadt errichten, die näher an der kaiserlichen Metropole Petersburg lag als die alte finnische Hauptstadt Åbo / Turku. Engel hatte vor diesem Hintergrund die Möglichkeit, prestigeträchtige Bauprojekte zu realisieren und gar eine Stadt zu prägen – eben Helsinki, für das er selbst übrigens, trotz der russischen Politik einer Aufwertung des Finnischen, das gleichzeitig die Machtansprüche des früheren Landesherrn Schweden unterminieren sollte, stets mit dem schwedischen Ausdruck ‚Helsingfors‘ nutzte.

Bezüglich Carl Ludwig Engels kann man daher von einem auch angesichts der sich wandelnden Zeitumstände durchaus ungewöhnlichen sozialen Aufstieg sprechen. Vor diesem Hintergrund erschien mir die Frage interessant, ob und gegebenenfalls wie sich ein solcher Aufstieg auf das Selbstverständnis des ‚Emporkömmlings‘ ausgewirkt hat.

Der Blick auf die Briefkorrespondenz Engels ist in diesem Rahmen fast zwangsläufig, denn eine Antwort findet sich nur in persönlichen Aussagen, die für die damalige Zeit nur über Briefe existieren.

Dies könnte in vor allem bezüglich dreier von der Sache her naheliegender, aber untereinander unabhängiger Fragestellungen von Interesse sein:

(1.) Auf individueller Ebene kann eine Analyse der Selbsteinschätzung und des Verhaltens von Carl Ludwig Engel als eine Fallstudie im Rahmen einer Sozialpsychologie des sozialen Aufstiegs genutzt werden. Die dahinterliegende Frage lautet, ob (und gegebenenfalls wie) sich der soziale Erfolg auf die Persönlichkeit Engels ausgewirkt hat. Konkret lautet die Frage: Wie lässt sich die Persönlichkeit von Carl Ludwig Engel nach seinem sozialen Aufstieg anhand seiner Briefe beschreiben? Haben die zwangsläufigen Anpassungsleistungen im Zusammenhang mit seinem Aufstieg dazu

geführt, dass er eine gewisse Arroganz entwickelte, gar seinen Aufstieg zelebrierte, oder konnte er umgekehrt aufgrund der Herkunft und der Tatsache, dass sein Erfolg auf seinen Kompetenzen und nicht auf Abstammung beruhte, auf Imponiergehabe verzichteten, mit dem man seine Stellung in ‚höheren Kreisen‘ häufig abzusichern versucht?

(2.) Aus historischer Sicht kann sie eine ausgesprochen wichtige Person der finnischen Geschichte beziehungsweise der (deutschen wie finnischen) Architekturgeschichte deutlicher hervortreten lassen.

(3.) Schließlich kann sie aus soziolinguistischer und stilistischer Sicht einen Einblick auf epistolare Kommunikationsstrategien und -charakteristika in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ermöglichen. Entsprechen die Briefe Engels den Konventionen, die die Literatur für diese Zeit annimmt? Wie lassen sich seine Briefe einordnen?

Zur Untersuchung wurden verschiedene Privatbriefe Carl Ludwig Engels ausgewertet. Die Privatkorrespondenz Engels liegt in gedruckter Form vor und wurde 1989 und 2010 veröffentlicht. Sie richten sich an den Universitätsbuchhändler Friedrich Anton Mayer aus Turku, sowie in Berlin an den Geschäftsmann Carl Herrlich, schließlich an Engels Neffen Eduard Jacobi. Da die Kommunikation mit dem Neffen deutlich persönlicher als mit Geschäftspartnern ist (auch wenn diese die gleichen Interessen teilen und es immer wieder private Äußerungen in den entsprechenden Briefen gibt), konzentriert sich diese Untersuchung auf die Briefe an Eduard Jacobi. Alle Briefe werden bezüglich Orthographie und anderer Spezifika original wiedergegeben.

Brief Engels vom 11. Dezember 1833 an Eduard Jacobi

Beispielhaft soll zunächst eine längere Passage aus einem Brief an Jacobi zitiert werden, die dann näher analysiert werden soll. Sie setzt ungefähr in der Mitte des Schreibens ein, das Engel auf den 11. Dezember 1833 datiert hat (Engel, „Briefe an Eduard Jacobi“ 167-169, hier: 168). Zuvor thematisiert er den Tod seines Vaters, der von der Familie in Deutschland und mithin auch unter direkter Anteilnahme und Einbeziehung des Neffen gepflegt worden war; anschließend geht es um Erbschaftsangelegenheiten wozu Engel aber nur bemerkt:

[...] ich habe in dieser Sache nichts getan und tun können, weil solche Angelegenheiten nicht nach meinem Geschmack sind und ich auch nicht weiss von wo ich mir ein sogenanntes Emigrations-Attest verschaffen soll, auch ist es niemals meine Absicht gewesen zu emigrieren, worüber auch [der schon genannte Berliner Geschäftsmann und Freund Carl] Herrlich unzweideutige Beweise in den Händen hat.

Dann bedankt sich Engel bei seinem Neffen, ihm Literatur besorgt und zugeschickt zu haben, und äußert sich zur einem dort publizierten Artikel und seiner Rezeption. Schließlich setzt der Themenkomplex ein, auf den ich näher eingehen will:

Aus den Zeitungen wirst Du erfahren haben, dass uns Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin diesen Sommer mit Ihrer Hohen Gegenwart beglückten. Der Besuch war uns ganz unerwartet. Ich habe bei diesem Besuch die meiste persönliche Auszeichnung vom Kaiser genossen. So wie er in das Universitäts-Gebäude eintrat, war seine erste Frage: „Wo ist Engel?“ Ich befand mich aber im Senat, allein einer meiner Eleven hatte die Frage des Kaisers gehört, und arbeitete sich durch die Menge um mich davon zu benachrichtigen. Wie ich ankam, verliess der Kaiser soeben den Sitzungs-Saal der Universität wo Ihm die Professoren vorgestellt worden waren. So wie der Kaiser aus dem Saal trat und mich erblickte, begrüßte er mich auf das freundlichste – ergriff mich bei den Armen, zog mich mit sich fort, und

überschüttete mich mit Lobeserhebungen über dies schöne Gebäude und ich war überall mit und neben ihm, bis er mit der Kaiserin allein, die ganze Stadt durchfuhr und ihr alles selbst erklärte und zeigte, was hier zu sehen sei. Als später der Kaiser der Kaiserin die Universität zeigte und er mich in den Sollenitäts-Saal eintreten sah, worin Sie sich eben begeben hatten und worin die ganze Universität und alle Studenten versammelt waren, rief er mich mit lauter Stimme: „Engel kommen sie her“ und machte mit der Hand ein Zeichen gegen die Kaiserin. Als ich vor die Kaiserin trat sagte der Kaiser: „Ihr Landsmann, unser Architekt der hier die Stadt baute.“ Die Kaiserin tat einige Fragen die ich beantwortete, worauf er den Rektor der Universität der Kaiserin präsentierte. Bei der Kirchen-Baustelle hatte ich eine lange Unterhaltung, zeigte Ihnen die Zeichnungen und erklärte alle die Schwierigkeiten die dieser Bau der Landbeschaffenheit wegen mit sich führe. Die Kaiserin war wirklich erstaunt über diese Anlage.

Die Rechtschreibung und Kommasetzung wurde nicht korrigiert, sondern entsprechen dem Englischen Original. Auch der offensichtliche Schreibfehler „sesehen“ ist so im Original enthalten, ebenso wie die Groß- und Kleinschreibung oder die Zeitfolge bei den Verben.

Die Passage ist stilistisch charakteristisch für die Briefkommunikation Engels. Sie weist 288 Wörter auf. Es gibt 15 Sätze. Im Schnitt gibt es also 19,2 Wörter pro Satz. Dies ist für die damalige Zeit überraschend wenig und entspricht eher der Satzlänge, die ab der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts üblich wird (vergleiche dazu Eggers). Die relativ niedrige Wortzahl pro Satz kann damit erklärt werden, dass Engel auf viele Phraseologismen sowie stilistische und rhetorische Figuren verzichtet, die zur damaligen Zeit vor allem zum Zweck einer gewissen Selbstdarstellung und damit vor allem zur Bestätigung der eigenen Position im sozialen Geflecht üblich waren (Baasner). Es gibt relativ wenige schmückende Adjektive und kaum Wörter auf einer besonders elaborierten, gar pompösen Sprachebene. Man kann die Sprache im Gegenteil sogar durchaus als

einfach und teilweise gar nahe des gesprochenen Idioms bewerten. Engel bemüht sich auf der sprachlichen Ebene offenbar überhaupt nicht um eine aufwertende Selbstdarstellung; er bleibt sachlich und nüchtern.

Dies ist durchaus bemerkenswert, denn auf der inhaltlichen Ebene beschreibt Carl Ludwig Engel ein außergewöhnliches Ereignis: Der aus eher niederer sozialer Schicht stammende Architekt wird vom Zaren respektvoll, fast auf Augenhöhe behandelt, seine Arbeit wird gewürdigt. Er wird zumindest als Experte geschätzt; daraus leitet sich das Lob des Zaren ab.

Indem Engel darauf verzichtet, diesen außergewöhnlichen Sachverhalt stilistisch zu zelebrieren, wirkt er überraschend ‚modern‘: Seine Selbstdarstellung korrespondiert mit derjenigen eines ‚modernen‘ Bildungsbürgers, dem es um die Sache geht und eben auch gehen kann, weil er von höfischen Zwängen befreit oder gar unberührt ist. Dies gilt offenbar auch bereits für Carl Ludwig Engel – und das trotz seiner im Brief ebenfalls eindrucksvoll dargelegten Nähe zum Kaiser einer absoluten Monarchie.

Zwar belegt der Brief ein faktisches Hierarchiegefälle, das alleine in der Situation des visitierenden Zaren und des zu ihm eilenden Engel zum Ausdruck kommt. Offenbar versucht der Zar aber alles, um dieses Hierarchiegefälle klein zu halten. Die Tatsache, dass es der Zar ist, der die Macht hat, es klein zu halten – oder eben nicht –, belegt zwar erneut die faktische Existenz des Machtgefälles. Andererseits ist der kaiserliche Wunsch deutlich erkennbar, Engel seine hierarchische Dominanz so wenig wie möglich spüren zu lassen. So scheint es sogar eher Engel als der Kaiser selbst zu sein, der das Gefälle dennoch akzeptiert. Auch dafür liefert der Brief Indizien: Obwohl er an den Neffen gerichtet ist (und daher dem Kaiser nicht zu Gesicht kommt), spricht Engel vom Monarchen und seiner Frau auch beim Nennen durch Personal- oder Possessivpronomen immer mit Nutzung

einer Majuskel, während er für sich selbst auch in der direkten Rede bei der Ansprache durch den Zaren eine Minuskel benutzt („Engel kommen sie her“).

Gerade vor dem Hintergrund des realen wie im Brief bestätigten Hierarchiegefälles könnte man aber auch erwarten, dass Engel die offensichtliche Sonderbehandlung dramaturgisch gestaltet oder aber zumindest auf der Metaebene kommentiert, um sich dadurch hervorzuheben und aufzuwerten. Dies geschieht aber ganz offensichtlich nicht. Zumindest vor seinem Neffen hat es Engel nicht nötig, anzugeben. Die Besonderheit der Situation und die Tatsache, dass er sie schildert, ist außergewöhnlich genug. Darüber hinaus bedarf sie keiner Hervorhebung.

Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und vermuten, dass das so explizit vom Kaiser dargelegte Bemühen, Engel aufgrund seiner Kompetenzen als Fachmann wertzuschätzen und dies auch zum Ausdruck zu bringen, diesem den modern anmutenden Freiraum gibt, sich eben anhand seiner Kompetenzen und nicht anhand seiner sozialen Stellung zu definieren. Die Beschreibung der von ihm konzipierten Bauten und der Reaktionen des Kaisers verraten mithin einen gewissen Stolz Engels, der aber eben rein sachlich beziehungsweise fachlich, nicht sozial (weil er den Aufstieg ‚geschafft‘ hat) begründet ist.

Auch die Beschreibung der Art, wie der Kaiser die von Engel konzipierten Bauwerke bewertet, entspricht dieser Interpretation. Engel schildert zwar, dass der Kaiser „mich mit Lobeserhebungen über dies schöne Gebäude [überschüttete]“ und dass „[d]ie Kaiserin [...] wirklich erstaunt über diese Anlage“ gewesen sei, aber auch hier handelt es sich um Beschreibungen, die als Sachverhalte geschildert und ansonsten weder ausgeschmückt noch auf der Metaebene kommentiert werden. Die Anerkennung seiner guten handwerklichen wie architekturplanerischen Leistung wird mit offensichtlicher

Genugtuung beschrieben, aber dies erfolgt eindeutig nicht in der Absicht, vor dem Neffen anzugeben oder sich herauszustellen.

Brief Engels vom 3. September 1839 an Eduard Jacobi (Auszug 1)

Die weiteren Beispiele entstammen einem Brief Carl Ludwig Engels, der auf den 3. September 1839 datiert ist (Engel, „Briefe an Eduard Jacobi“ 172-175). Das zweite Beispiel findet sich erneut etwa in der Mitte des Briefes. Zunächst beschreibt Engel, wie er den letzten Brief seines Neffen erhalten hat: Er ist ihm von einem Bekannten übergeben worden, mit dessen Besuch Engel nicht gerechnet hat. Dagegen ist ein anderer, brieflich angekündigter Besuch (durch den Engel eigentlich Informationen über aktuelle Familienentwicklungen erwartet hätte) nicht zustande gekommen; hier weiß Engel noch nichts über die Gründe. Diese Passage beschreibt eindrucksvoll die Schwierigkeiten der damaligen Briefkommunikation; auch die Unsicherheiten, die zur Folge haben, dass man nie weiß, ob ein Brief ankommt (und mithin, worauf man Bezug nehmen kann). – In der Folge geht es um gesundheitliche Entwicklungen; Engel beklagt sich über verschiedene Leiden. Dann kommt er auf seine Kinder zu sprechen. Die beiden Absätze lauten (Engel, „Briefe an Eduard Jacobi“ 172-175, hier: 173-174):

Auch meine arme Tochter ist seit 4 Wochen krank und kann und kann nicht wieder besser werden. Gott sei dank, dass meine Söhne gesund sind. Es sind drei schmucke Jungens, die überall gern gesehen werden. Der Älteste Alexander widmet sich der Baukunst, besuchte aber auch noch die Universität, ist jetzt schon in meinem Comptoir mit einer kleinen Gage von 300 Rubeln angestellt und verdient sich ausserdem schon manche 100 Rubel nebenher. Der zweite Albert wird Militär. Ich hatte ihn 4 Jahre im Kadetten Korps, nahm ihn aber im Oktober aus dem Korps und liess ihn als Junker in ein Linien Regiment eintreten, wo er vermöge meines Ranges in 2 Jahren Offizier werden muss. Im Kadetten Korps hätte er noch 3½ Jahr dazu gebraucht. Von diesen 2 Jahren sind nun schon über 9 Monat abgelaufen folglich ist er am

Ende des Jahres 1840 Offizier. Er steht jetzt auf der Festung Sveaborg, die etwa 3 Werst von Helsingfors von der See umgeben liegt. Der Dienst ist dort schwer es fehlt ihm sonst aber an nichts. Er wohnt und speist mit noch 6 oder 8 anderen Offizieren bei seinem Kompanie-Chef, und kann jede Woche zwei Tage zu uns kommen, kostet mir aber viel Geld! Gott weiss wo er hinkommt, wenn er Offizier geworden ist vielleicht gleich nach dem Kaukasus – da gibt es Pulver zu riechen.

Der jüngste Wilhelm ist ebenfalls Student, er hat sich bei der Universität ein gutes Renommee erworben. Beim Studenten Examen hat er 36 Stimmen von den Examinatoren, was nicht oft vorkommt. Er hat sich besonders im Lateinischen und Griechischen sehr ausgezeichnet, auch schon am Schluss des letzten Termins seine Schreiberei in Lateinischer Sprache abgemacht, denn er arbeitet darauf los im nächsten Semester den Magister Grad zu nehmen, weil bei unserer Universität eine grosse Magister Promotion stattfinden wird. Beim Anfang des neuen Termins, der den 15 d. M. beginnt, denkt er sich zur Disputation anzumelden, dann steht ihm noch das Schwierigste bevor, das Schreiben pro grado, wo er auf der Universität in Gegenwart einiger Professoren eine Abhandlung über einen gegebenen Gegenstand, in lateinischer Sprache verfassen muss. Ist das überstanden, so nehmen die Prüfungen in allen Wissenschaften ihren Anfang, welche ihm aber keine Sorgen machen. Wer denkt Arzt zu werden muss bei unserer Universität aber erst den Magister Grad erhalten haben, ehe er die Medizinischen Studien beginnen kann, die auch noch 4 Jahre wegnehmen bevor er praktischer Arzt werden kann. Das Medizinische Fach ist daher ein sehr langwieriges und teures Studium, weil ein solcher junger Mensch 9-10 Jahre unterhalten werden muss ehe er etwas verdienen kann. Gelingt es Wilhelm bis zur nächsten Promotion mit seiner Studium fertig zu werden so ist das Jahr 1840 ein schweres Jahr für mich indem diese Zeremonie viele Ausgaben bei der Universität verursacht.

Dieser Passage folgen noch weitere Ausführungen über soziale und finanzielle Verpflichtungen gegenüber der Universität sowie ein kurzer Vergleich mit den Berliner Erfahrungen, die Carl Ludwig Engel selbst als Student machte. Er verweist auch darauf,

dass die Lokalitäten im Berlin seiner eigenen Studentenjahre nicht vergleichbar mit derjenigen aus Helsingfors gewesen seien. Dem folgt kurz das Bedauern, dass er aufgrund seiner beruflichen Verpflichtungen bei der Bauaufsicht so lange nicht mehr in die Heimat habe reisen können – und im vergangenen Jahr, als dies offenbar erstmals möglich gewesen wäre, habe ihn die Krankheit an der Reise gehindert.

Stilistisch ist der Text mit demjenigen des ersten Beispiels vergleichbar, obwohl die durchschnittliche Wortzahl pro Satz (24,05) etwas höher als beim ersten Beispiel ist. Es gibt auch mehr schmückende Adjektive und Adverbien, die insbesondere den Vaterstolz belegen („Es sind drei schmucke Jungens, die überall gern gesehen werden.“). Aber auch solche Passagen wirken nicht angeberisch, sondern als Beschreibung der (vom Vater erlebten) Realität. Immerhin ist im ersten Absatz auch eine Redensart zu finden. Dies fällt umso mehr auf, als Redensarten, Phraseologismen oder andere rhetorische Figuren ausgesprochen selten und daher uncharakteristisch für Engels klaren, sachlichen Briefstil sind. Die genannte Redensart bezieht sich auf eine Situation, die jenseits von Carl Ludwig Engels Einflussvermögen liegt: der mögliche Einsatzort seines Sohnes als Offizier in einem Krisen- oder gar Kriegsgebiet, dem Kaukasus. Engel befürchtet: „[D]a gibt es Pulver zu riechen“. Die Redensart drückt plastisch und konkret seine Ängste aus; dass er auf eine Redensart ausweichen muss, liegt offenbar daran, dass die Situation im Zukünftig-Irrealen liegt. Dies unterscheidet sie auch von anderen Passagen der Briefe, die Themen betreffen, welche Engel Sorgen bereiten – etwa Krankheiten von Familienmitgliedern, eigene Erkrankungen oder finanzielle Belastungen. Diese Sorgen werden stets konkret und sachlich beschrieben: Engel klagt nicht, thematisiert die Finanznöte nicht auf einer sei es metaargumentativen, sei es emotionalen, sei es phraseologischen und mithin stilistischen Ebene (wie aber im Pulverbeispiel). Mithin scheint die Wahl einer semantisch offenen Redensart auf die ungewisse Zukunft zurückzuführen zu sein, auf die sie sich richtet.

Ansonsten ist Engel ein Gegenwartsmensch beziehungsweise beschreibt er die unmittelbare Vergangenheit.

Bezüglich seiner Kinder dominiert insgesamt großer Stolz; erneut aber wirkt Engels Zufriedenheit über ihr Fortkommen nicht angeberisch, zumal er auch die Probleme und Sorgen thematisiert, die mit ihrer Berufswahl einher gehen. Im Vordergrund stehen die Sorge, dass Albert zwar als Offizier eine prestigeträchtige Laufbahn ergreift, die aber in lebensgefährliche Situationen führen kann; zudem die finanziellen Belastungen bezüglich Wilhelms langem und teurem Medizinstudium. Engel thematisiert seine Ängste und Probleme analog zum Stolz, ohne sie zur Klage (etwa: über seine persönlichen Opfer) zu erweitern. Der Hinweis, dass das kommende Jahr schwierig werden wird, genügt; der Phraseologismus „da gibt es Pulver zu riechen“ drückt zwar Angst aus, aber dabei bleibt es – Engel beschwert sich nicht und macht niemand, weder den Söhnen, noch den Umständen, einen Vorwurf.

Engels Nüchternheit ist also offenbar nicht (nur) durch sein Selbstwertgefühl fundiert, das auf seinen Kompetenzen und seiner sozialen Stellung fußt, sondern scheint, so weit man diese beiden Aspekte isolieren kann, ein Charakterzug darzustellen.

Brief Engels vom 3. September 1839 an Eduard Jacobi (Auszug 2)

Das dritte Beispiel folgt im Verlauf des Briefes auf die Passage des zweiten Beispiels (Brief, der auf den 3. September 1839 datiert ist; Engel, „Briefe an Eduard Jacobi“ 172-175, hier: 174)

Du wünschst, dass ich Dir über meine Bauten etwas schreiben soll. Der Kirchenbau ist so weit gediehen, dass schon alle äusseren Stellagen vom Turm gefallen sind, und er mit seiner himmelblauen Kugel mit goldenen Sternen, vollendet dasteht. Auch inwendig sind schon alle Kompola gemalt und ein Teil der Rüstungen sind herausgenommen. Im äusseren dieses Gebäudes

herrscht in seinem Aussehen eine Eleganz die schwerlich übertroffen werden kann.

Die Bibliothek für die Universität ist auch schon so weit, dass sie das nächste Jahr fertig werden wird. Ich glaube, ich schrieb Dir schon einmal über dieses Projekt. Ich hatte drei verschiedene Fassaden dazu gezeichnet, unglücklicherweise wählte Sr Majestät diejenige, die ich am wenigsten gewählt zu sehen wünschte. Würde es nicht mit so vielen Weitläufigkeiten verknüpft sein etwas von hier zu verschicken, so könnte ich dir Kopien von allem was ich hier gebaut zukommen lassen, so wie aber die Umstände sind, ist das nicht gut möglich. Höchsten lässt es sich machen wenn man die Zeichnungen so weit verkleinert das sie auf Briefformat gebracht werden können.

Formal können die Aussagen bezüglich der beiden ersten Beispiele wiederholt werden. Es handelt sich um einen Text, der stilistisch schmucklos ist. Rhetorische Figuren, Phraseologismen oder Metaphern finden sich keine. Die Passage umfasst neun Sätze; bei 171 Wörtern ist dies ein Schnitt von 19 Wörtern pro Satz.

Die Passage wurde zitiert, weil sie für die architekturhistorische Bewertung der Arbeit Engels von belang ist. Offenbar ist der Dom (wenngleich nicht ganz in seiner heutigen Form; vergleiche dazu Ruuth) weitgehend entsprechend der Vorstellungen Carl Ludwig Engels entstanden. Mit der heute weitgehend als sein Meisterwerk bewerteten Nationalbibliothek (Knapas) ist er dagegen weniger zufrieden – zumindest handelt es sich um den seiner eigenen Einschätzung nach schwächsten der drei dafür konzipierten Entwürfe.

Gleichzeitig belegt die Passage noch einmal die große geistige Unabhängigkeit Engels. Selbst das Eigenlob („Im äusseren dieses Gebäudes herrscht in seinem Aussehen eine Eleganz die schwerlich übertroffen werden kann.“), das wieder seinen Stolz auf das Erreichte zum Ausdruck bringt, wird stilistisch nüchtern dargebracht. Auf jeden Fall ist es

ganz eindeutig nicht in der Absicht formuliert, sich aufzuwerten. Offenbar beschreibt Engel seinem Neffen (auf dessen Wunsch hin) eine Tatsache.

Angesichts des bereits oben beschriebenen Hierarchiegefälles hat der Kaiser das Recht, Pläne auszuwählen, und Engel muss den Weisungen gehorchen. Das Beispiel zeigt aber auch, dass Engel die Entscheidungen nur aufgrund der kaiserlichen Macht, nicht inhaltlich akzeptiert. Aber auch hier beklagt er sich aber nicht, sondern nimmt die kaiserliche Entscheidung hin. Er akzeptiert Fakten, an denen er nichts ändern kann, ist aber gleichzeitig seiner selbst so sicher, dass er sie als das einzuordnen in der Lage ist, das sie sind: inhaltlich bedauerlich, aber nicht sein Selbstverständnis untergrabend.

Brief Engels vom 3. September 1839 an Eduard Jacobi (Auszug 3)

Beim vierten Beispiel handelt es sich um das Ende desselben Briefs an Eduard Jacobi, der auf den 3. September 1839 datiert ist (Engel, „Briefe an Eduard Jacobi“ 172-175, hier: 175):

Ich und alle meine Kinder grüssen so wohl meine gute Schwester, wie auch Dich und Deine liebe Frau herzlichst, auch soll der kleine Ferdinand nicht vergessen sein. Ich freue mich sehr, dass er ein so munterer Springer und Tanzmeister ist, so wird seine Leibes-Konstitution stärker und besser als die Deine werden, was doch sehr zu wünschen ist. Mit dem Lernen wird es schon kommen, auch brauchen ja nicht alle Menschen Gelehrte zu sein, mache Dir daher deshalb keine unnötigen Sorgen. Grüsse den Bau-Inspektor Schramm und den alten Herrlich sehr von mir, vielleicht schreibe ich nächstens auch an ihn. Adieu für dieses Mal

Verbleibe Dein

Dich herzlich liebender Onkel

C L Engel

Es handelt sich um fünf Sätze mit 109 Wörtern, so dass wir auf die durchschnittliche Zahl von 21,8 Wörter pro Satz kommen.

Ferdinand ist der Sohn des Neffen; er war damals sechs Jahre alt (Fußnote in Engel, „Briefe an Eduard Jacobi“ 175). Eduard Jacobi hat offenbar in seinem Brief angedeutet, dass Ferdinand gesund und kräftig, aber nicht besonders intelligent zu sein scheint. Diese Aussage ist bemerkenswert, da ein Vater in der Regel stolz auf sein Kind ist. In der Psychoanalyse wird das Kind sogar als „Verlängerung des Ichs“ (Zepf: insbesondere 119) gesehen. In jedem Fall gibt man persönliche Schwächen und die des eigenen Kindes häufig nur zu, wenn man weiß, dass dieses Bekenntnis nicht ausgenutzt ist – wenn also ein gewisses Vertrauen existiert.

Dass dieses Vertrauen besteht, belegt diese Passage gleich mehrfach. So vergleicht Engel die Konstitution Ferdinands mit derjenigen Eduards. Zur offenbar realistischen Einschätzung gehört, dass Eduard, im Gegensatz zu Ferdinand, wohl eher schwächlich ist. Carl Ludwig Engel kann ihm dies direkt sagen, ohne befürchten zu müssen, dass der Kontakt mit Eduard aufgrund einer beleidigten Reaktion gefährdet wäre.

Umgekehrt geht Carl Ludwig Engel auch darauf ein, dass Ferdinand offenbar nicht intelligent ist. Er tröstet Eduard („Mit dem Lernen wird es schon kommen“), verweist aber gleichzeitig darauf, dass „nicht alle Menschen Gelehrte zu sein [brauchen]“. Damit relativiert Engel auch sich selbst und sein Leben: Ein leitender Architekt und Stadtplaner (und Autor akademischer Artikel und Studien, der er auch war; vergleiche Junecke; Lilius) wird gemeinhin als Intellektueller eingeschätzt – nicht zuletzt hat Engel seinen intellektuellen Fähigkeiten auch den sozialen Erfolg zu verdanken. Aber sein Selbstbild hängt offenbar weder von seinen intellektuellen Kompetenzen ab, noch von seiner Karriere – ebenso wenig, wie das Fehlen entsprechender Fähigkeiten die Bewertung von und Sympathie für seine Mitmenschen, zumindest für die Familienangehörigen zu beeinflussen scheint.

Es ist mithin eindeutig, dass es in der Briefkommunikation zwischen Carl Ludwig Engel und Eduard Jacobi nicht darum geht, sich gegenseitig etwas vorzuspielen. Daraus lässt sich erneut (umgekehrt) schließen, dass auch die positiven Aussagen Engels zu seinem architektonischen Werk oder zur Beziehung zum Kaiser nicht erfolgt sind, um aufzutumpfen; dies wäre der Briefbeziehung nicht angemessen und würde tendenziell das Vertrauen untergraben. Demnach schildern sie die zumindest von Engel erlebte Realität ohne Rücksichtnahme auf der Beziehungsebene, der Selbstoffenbarungs- oder der Apellebene (dazu: Schulz von Thun). Karl Ermert geht davon aus, dass [d]er Briefschreiber [...] um die Zeichenhaftigkeit der formalen Elemente des Briefes [weiß]“ (107). Carl Ludwig Engel scheint sich, im Gegensatz dazu, nicht dafür zu interessieren, beziehungsweise hat es bei seinen epistolaren Kommunikationspartnern nicht nötig, dies zu berücksichtigen.

Gesamtbewertung

Allgemein muss vor dem Hintergrund von Untersuchungen zur „Briefkultur des 19. Jahrhunderts“ (Baasner) angemerkt werden, dass Engel offenbar tendenziell längere Briefe schreibt, als dies damals üblich war. Dem zweiten Brief sind hier ausführliche Beispiele entnommen worden, so dass bereits der Eindruck eines langen Textes entstanden sein mag; dennoch ist dieser Brief mehr als doppelt so umfangreich. Fast alle Briefe Engels entsprechen diesem Umfang, und selbst kürzere Briefe sind länger als die Ausschnitte des Briefs vom 3. September 1839, die hier zitiert worden sind. Damit scheinen die Schreiben Carl Ludwig Engels eher für die Briefkultur des 18. Jahrhunderts typisch zu sein, für die gilt, dass regelmäßig ein „schriftlichen Gespräch“ stattfindet, so Robert Vellusig.

Diese Einschätzung gilt, wie dargelegt, auch für die private Korrespondenz von Carl Ludwig Engel, der zwar im 18. Jahrhundert – im Jahr 1778 – geboren wurde, dessen Briefe aber in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geschrieben wurden sind. Die

Briefe stellen in der Tat ‚schriftliche Gespräche‘ dar: Engel antwortet auf Fragen Jacobis; er mahnt Rückbriefe an, wenn er meint, zu lange nichts vom Neffen gehört zu haben; er tröstet und berät. Damit scheinen Engels Briefe eher den Konventionen und Gepflogenheiten aus dem Jahrhundert zuvor zu entsprechen.

Zwar gibt es auch im 19. Jahrhundert lange Briefe. Dabei handele es sich aber oft um ‚Plauderei‘ mit der Tendenz einer ausgeprägten, bis ins Detail entwickelten Konventionalisierung; die Zeiten eines individualisierten epistolaren Sturm und Drang sind spätestens nach 1830 endgültig vorbei. Gültigkeit beansprucht nun im festgefügt, dicht geknüpften Netz des Briefverkehrs ein allgemein bekanntes und anerkanntes System von Regelvorgaben (Baasner 13). Die Briefe schilderten eine Welt, die oft inszeniert erscheine.

Bei den Briefen Carl Ludwig Engels findet sich dagegen keine Inszenierung. Auffällig ist umgekehrt gerade, wie wenig hier inszeniert ist. Es konnte ja wiederholt gezeigt werden, dass Engel völlig auf die Meta-Ebene verzichtet, die gerade für das Zeitalter des Klassizismus und der Empfindsamkeit typisch ist. Dort wird jede Empfindung analysiert und reflektiert. Engel dagegen akzeptiert die Vorkommnisse, positive wie negative, wie sie kommen. Die einzige ‚Bewertung‘ liegt darin, dass ein Thema als berichtenswert eingeschätzt wird. Selbst außergewöhnliche Ereignisse werden lediglich beschrieben, ohne dass das Außergewöhnliche der Situation selbst thematisiert worden wäre (wie im ersten Beispiel, in dem Engel schildert, wie er vom Kaiser persönlich bevorzugt behandelt wird).

Engel orientiert sich durchaus an der schriftsprachlichen Tradition. Er nutzt jedoch so gut wie keine rhetorische Figuren und Phraseologismen. Zwar verzichtet er nicht ganz darauf, sie sind aber nicht zahlreich und bewegen sich lediglich im alltagssprachlich absolut gebräuchlichen Bereich. Es finden sich nahezu keine rhetorischen Figuren, die

komplexerer Art wären. Im Gegensatz zu den längeren Sätzen und der rhetorisch komplexeren Sprache eines elaborierten Codes dominieren (zumindest für den Zeitkontext) relativ kurze Sätze. Der Stil kann als tendenziell ‚einfach‘ bezeichnet werden, obwohl die ausgedrückten Beobachtungen und Gedanken zweifellos alles andere als ‚einfach‘ sind. Sie werden aber nicht inszeniert oder in pompöser Wortwahl zelebriert, sondern sind authentisch und direkt.

Auch Schwächen werden – bei sich selbst wie beim Kommunikationspartner – beschrieben und thematisiert, aber so gut wie nie auf der Metaebene diskutiert oder bewertet. Es gibt Schwächen auf beiden Seiten, die als Tatsachen erlebt werden. Beispielsweise ist das Kommunikationskontinuum mehrfach unterbrochen, da offenbar einzelne Sendungen nicht angekommen sind, wie sich nachträglich herausstellt. In solchen Fällen macht Engel seinem Neffen durchaus Vorwürfe wegen dessen (vermuteten, in manchen Fällen aber auch begründetermaßen unterstellten) langen Schweigens. Dies ändert aber offenbar nichts an der gegenseitigen Wertschätzung; im Gegenteil ist der Vorwurf gerade Folge des Wunschs, in Kontakt zu bleiben.

So erscheinen Engels Briefe zwar gemäß der Typologisierung von Vellusig und Baasner formal eher dem 18. als dem 19. Jahrhundert anzugehören. In ihrer Ablehnung jeglicher Inszenierung und ihrer sehr selbstverständlichen Fokussierung auf die Inhaltsebene erscheinen sie dagegen eher individuell als frühbürgerlich, und wirken daher sehr zeitgemäß.

Zusammenfassung

Die drei Leitfragen können zusammengefasst so beantwortet werden:

- (1.) Carl Ludwig Engel stellt sich in seinen Briefen als nüchtern dar. Er bewertet seine eigene Position und sein Handeln wie auch seine Mitmenschen nicht nach sozialen Kategorien (oder auch nach ihrer intellektuellen Kapazität) – mit der Ausnahme des

Kaisers, und auch bezüglich dessen Person nur in Akzeptanz des tatsächlichen Hierarchiegefälles, nicht bezüglich der Qualität seiner Entscheidungen. Die Unabhängigkeit von ständischen oder auch leistungsbezogenen (Fremd-) Einschätzungen weisen Carl Ludwig Engel als sehr individualistische, im Selbstwertgefühl unabhängige, dabei aber nicht unsoziale (wie die Wärme und das gegenseitige Vertrauen in den Briefen an Eduard Jacobi vermuten lässt) Person aus. Engel ist daher eher untypisch für seine Zeit, zumindest unterscheidet er sich diesbezüglich sehr von seinem Studienfreund Karl Friedrich Schinkel (Giessen). In jedem Fall spielt der soziale Aufstieg für Carl Ludwig Engel vermutlich nur insofern eine (unbewusste) Rolle, als er zweifellos die materielle und geistige Grundlage seiner Unabhängigkeit ermöglicht hat – Engel scheint dies selbst aber nicht unbedingt bewusst zu sein, denn er überträgt seine Unabhängigkeit auch auf seinen Großneffen Ferdinand, obwohl dieser offenbar weniger intellektuelle Gaben besitzt; er hat also scheinbar kein Bewusstsein dafür, dass geistige und finanzielle Unabhängigkeit eine Voraussetzung für ein individuelles Selbstverständnis sind.

(2.) Der ‚Architekt von Helsinki‘ ist auf die von ihm konzipierten Bauwerke sehr stolz. Sie erscheinen ihm gelungen. Interessanterweise ist er nur bezüglich der Nationalbibliothek, die allgemein als sein Meisterwerk angesehen wird, weniger zufrieden; zumindest wäre sie, seiner Überzeugung zufolge, offenbar noch deutlich eindrucksvoller, wenn der Kaiser nicht den schwächsten Entwurf ausgesucht hätte. Dennoch ist das Verhältnis zum Kaiser gut und von gegenseitigem Respekt geprägt, der einen Umgang (fast) auf Augenhöhe ermöglicht. Vor diesem Hintergrund hat Engel in Finnland viele Freiheiten und kann der Architektur des Landes seinen Stempel aufdrücken.

(3.) Carl Ludwig Engels Briefe korrespondieren relativ wenig mit den übergreifenden Tendenzen, die die Literatur für die Textsorte Brief in der spezifischen Zeit des mittleren 19. Jahrhunderts formuliert hat. Sie sind länger, gleichzeitig aber vom Stil her nüchterner, weniger inszeniert und pompös, als dies offenbar zeittypisch ist. Die Sätze scheinen insgesamt kürzer zu sein; auffällig ist auch, dass Carl Ludwig Engel auf rhetorische Figuren fast ganz verzichtet (bis auf eine begründete Ausnahme). Insgesamt korrespondieren seine Briefe eher mit den Charakteristika, die für das 18. Jahrhundert beschrieben werden. In vielerlei Hinsicht sind sie auch überraschend ‚modern‘ und entsprechen dem Schreibstil eines selbstbestimmten und selbstbewussten autarken Individuums der Gegenwart.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Engel, C. L. [= Carl Ludwig]. *Kirjeet – Brev – Briefe*. Helsinki: Helsinki-seura, 1989.

Engel, Carl Ludwig. „Briefe an Eduard Jacobi.“ *Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen*, Nr. 42, 2010. pp. 157-177.

Sekundärliteratur

Briefkultur im 19. Jahrhundert. Edited by Rainer Baasner. Tübingen: Niemeyer, 1999.

Eggers, Hans. *Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert*. München: Pieper, 1973.

Ermert, Karl. *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation*. Tübingen: Niemeyer, 1979.

Giessen, Hans W. „Die alte Botschaft, ein neues Medium. Karl Friedrich Schinkel und die Kirche zu Bischmisheim: Persönlichkeit, gesellschaftliche Zwänge, semiotische

- Wechselwirkungen.“ *Kodikas – Code. Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics*. Vol. 40, No. 1/2, 2017. pp. 57-73.
- Junecke, Hans. „Engel, Carl Ludwig.“ *Neue Deutsche Biographie*. Edited by Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Duncker & Humblot, 4. Band 1959. pp. 505-506.
- Knapas, Rainer. *Tiedon valtakunnassa: Helsingin yliopiston kirjasto – Kansalliskirjasto 1640–2010*. Helsinki: Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, 2012.
- Lilius, Henrik. „Engel, Carl Ludvig (1778–1840)“. *Kansallisbiografia-verkojulkaisu*. Helsinki: Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, Vol. 2. 2011.
- Ruuth, Martti. *Helsingin Suurkirkko satavuotias*. Helsinki: Helsingin evankelis-luterilaisten seurakuntien julkaisema, 1952.
- Schulz von Thun, Friedemann. *Miteinander reden: Störungen und Klärungen. Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1981.
- Trempler, Jörg. *Karl Friedrich Schinkel. Eine Biografie*. München: Beck, 2012.
- Vellusig, Robert. *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2000.
- Zepf, Siegfried. *Narzissmus, Trieb und Produktion von Subjektivität*. Berlin; Heidelberg/New York/ Tokyo: Springer, 1985.

About the author

Prof. Dr. Hans W. Giessen arbeitet als Hochschullehrer an der Universität Helsinki, Finnland, und an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken.